

Tägliche Omaha Tribune

TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL. J. PETER, President

1311 Howard Str. Telephone: TYLER 340 Omaha, Nebraska

Des Moines, Ia., Branch Office: 407 — 6. Ave.

Eastern and Western Representatives

HOWARD C. STORY

1108 Fifth Ave. Bldg., New York

324 Arch Str., Philadelphia

664 Peoples Gas Bldg., Chicago

Preis des Tagesblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post per Jahr \$4.00.

Preis des Wochenblatts: Bei strikter Baranbezahlung, per Jahr \$1.50.

Omaha, Nebr., 3. April 1916.

Nachmals die U-Bootfrage!

Die Frage, ob amerikanische Bürger das Recht haben, auf bewaffneten englischen Minionsdampfern zu reisen, beantwortet der frühere Handelssekretär Charles Nagel so: „Ich sage nein, denn ein derartiges Schiff ist zum mindesten ein Hilfskreuzer. Wenn wir — die Vereinigten Staaten — in einen Krieg verwickelt wären und wir hätten einen Kriegsfreizeiger, der feindlichen Schiffen deshalb die Verfolgung des Feindes mit Munition erlaubt, weil sich zufällig oder mit Absicht neutrale Bürger an Bord jener Schiffe befanden — ein solcher Kriegsfreizeiger würde bei uns innerhalb achtundvierzig Stunden aus dem Dienste gejagt werden. In Deutschland stellen wir aber ein derartiges Annehmen und suchen keine Annahme mit Kriegsbrohungen zu erzwingen.“

Die Seepresse wäre bereit, wegen der beiden Regierungen, die sich auf dem britischen Dampfer Manchester befanden, Deutschland den Krieg zu erklären. Wenn die beiden aber in Georgia oder Alabama bei lebendigem Leibe von einem U-Boot vertrieben worden wären, hätte in den Spalten dieser Blätter kein Gahn danach gekracht. Da wären Menschenrechte und Gerechtigkeit zu ihren Gunsten nicht mobil gemacht worden. So kämpfen diese Blätter für die Ehre der Nation — mit dem Scheiterhaufen auf der einen Seite und mit widerwärtiger Heuchelei auf der anderen.

Zu dem Schreiben des Präsidenten an den Senator Stone über seine Stellung zur Frage der Unterseefahrt liegen nun auch die Auslassungen reichsdeutscher Zeitungen vor. Bemerkenswert sind die Auslassungen des Reichsregierungsorganes „Berliner Total-Anzeigers“, die lauten: „Der Brief des Präsidenten trägt kein Datum. Wir können nur annehmen, daß er geschrieben wurde, bevor ihm die Denkschrift bekannt war, die am 10. Februar von der deutschen Regierung veröffentlicht wurde. Sonst würde er dem gesunden Menschenverstand nicht entsprechen. Herr Wilson erklärt, daß keine Nation oder Gruppe von Nationen das Recht habe, während der Dauer des gegenwärtigen Krieges Grundzüge zu ändern oder außer Acht zu lassen, auf die sich alle Nationen zur Widerrückung der Schrecken des Krieges geeinigt haben. Die von der Reichsregierung in der Denkschrift über den Unterseefahrtseinkommen eine Haltung ändert aber seinen Grundhalt, auf den sich alle Nationen zur Widerrückung der Schrecken des Krieges geeinigt haben. Die Denkschrift führt den unüberleglichen Beweis, daß die englische Regierung den englischen Handelsschiffen befohlen hat, sich nicht nur zu bewaffnen, sondern auch ihre Waffen zum Angriff zu benutzen. Es gibt keinen völkerrechtlichen Grundlag, der es einer im Kriege befindlichen Macht verbietet, feindliche Schiffe, die den Auftrag haben, ihre Schiffe anzugreifen, anders zu behandeln als wie Kriegsschiffe, also sie zu versenken, und nur auch immer auf ihnen fährt, in Grund zu bohren. Da in allen Verfügungen des Präsidenten Wilson über diese Frage wohlweislich immer bemerkt worden ist, daß Handelsschiffe zu Verteidigungszwecken bewaffnet werden dürfen, muß man annehmen, daß es für unzulässig hält, sie zu Angriffszwecken zu bewaffnen. Wenn er das aber für unzulässig hält, so muß er jedem Amerikaner seinen Rechtsanspruch verweigern, der sich an Bord eines solchen Schiffes begeben will, wenn anders er nicht die Pflicht der Neutralität verletzen will. Es kann dem Präsidenten Wilson also, als er seinen Brief an Stone schrieb, unmöglich bekannt gewesen sein, daß die deutsche Kriegsregierung den Beweis dafür erbracht hat, daß die englische Handelsflotte zu Angriffszwecken bewaffnet worden ist. Wenn ihm diese Tatsache bekannt war, oder er trotzdem auf dem Standpunkt beharrt, den er in diesem Briefe einnimmt, so macht er sich eines Bruchs der Neutralität zugunsten unserer Feinde schuldig, denn es wird dann nicht mehr zu zweifeln sein, daß er die Absicht hat, die englische Flotte in ihren Unternehmungen gegen Deutschland dadurch zu unterstützen, daß er zum Angriff auf deutsche Kriegsschiffe bestimmte Fahrzeuge, die den Charakter von Kriegsschiffen angenommen haben, dadurch unangreifbar machen will, daß er erklärt, mit der Macht der V. Staaten gegen alle Grundzüge des Völkerrechts für die Rechte der an Bord solcher Schiffe befindlichen Amerikaner eintreten zu wollen.“

Zu spät auch im Kopieren!

Nichts ist auffälliger in dem Kampf, durch welchen Engländer, Russen, Franzosen, Italiener usw., die Welt von der Gefahr des deutschen Systems betören wollten, als daß sie während dieses Kampfes eines der besten Beispiele nach dem andern nachzumachen verstanden. Das gilt für die militärischen Dinge wie für die wirtschaftlichen. Neuerdings sogar für die Redewendungen.

Nur der ersten Periode des Krieges wird man sich noch des damals häufig in deutschen Fortsetzungen gebräuchlichen Satzes erinnern: „Wir werden liegen, wenn wir nicht kämpfen!“ Es wurde denen zuguerufen, die sich fürchten, und die verbündeten Kaiserreiche einer so gewaltigen Uebermacht gegenüber stehen konnten, und denen man nicht im Angedenken auseinanderzusetzen konnte, wie dieses „Müssen“ nicht eine plötzliche Erkenntnis war, sondern eine sehr alte, und daß darum dafür gelogt war, daß hinter dem Müssen auch das Können stand. Ohne diese Vorzüge wäre es eine sehr banale Behauptung, die an dem „Zu spät“ der Erkenntnis sich hätte verfrüchtigen müssen.

Seit nach neunzig Monaten der Kriegführung, von denen mehr als zwei Drittel den Verbündeten im Glauben dahin gegangen sind, daß sie den Krieg mit silbernen Äugetzeln, mit der Dampfmaschine, mit Zug, Bernat und mit großen Worten gewinnen könnten, kommen sie mit dem Wort, das Deutschland nicht mehr braucht. Getreulich nachgedrungen hat es Herr Ribot, französischer Finanzminister, im Senat der Nationalversammlung: „Wir werden liegen, wenn wir nicht kämpfen.“

Sie müssen schon, aber sie können nicht. Und das ist der Unterschied zwischen den Zentralmächten und ihren Gegnern. Alle Erkenntnis kommt ihnen zu spät.

Der U-Boot-Antrag im Reichstag.

Amsterdam, 3. April. — Eine aus Berlin hier eingetroffene Depesche besagt, daß die Unterseeboot-Resolution, die unlängst im deutschen Reichstag von allen Parteien, mit Ausnahme der radikalen sozialistischen Minderheit gefaßt wurde, demnächst dem Reichskanzler Vorkommnisse unterbreitet werden soll. Die Resolution ist von Major Genß Bassermann, Leiter der Nationalliberalen und 12 anderen Reichstagsmitgliedern unterzeichnet, und lautet:

„Nachdem das Unterseeboot sich als eine wirksame Waffe gegen die britischen Kriegsmethoden bewiesen hat, die auf Ausschmierung Deutschlands abzielen, gibt der Reichstag seiner Überzeugung Ausdruck, daß es notwendig ist, das U-Boot-geräth wie alle andere militärischen Waffen in einer Weise anzuzuwenden, die den Frieden erzwingen und unsere Zukunft sichern wird.“

Annahme die Debatte über die U-Boot-Frage im Budgetauschuß erledigt ist, hat es den Anschein, als ob die Konservativen nicht völlig mit dem Gang der Dinge zufrieden sind. Die Tägliche Rundschau erklärt, die Resolution sei so unbestimmt, daß das Publikum jetzt so lang sei, als nur 14 Tagen. Graf von Barentinow ist nicht weniger als zufrieden mit der Resolution. Er bedauert, daß er sich öffentlich nicht äußern darf.

Die neue Office von Dr. Weiland in Nummer 134 Main Str., im Südende des Stadt-

Gutgemacht.

Von Fritz Müller.

Ich habe die Geschichte von ihm selber. Sie muß wahr sein. Solche Sachen werden nicht erfunden. Die werden erlebt. Aber ich will ihm selber sprechen lassen:

Das war damals, als ich das erste große Bild verkauft hatte. Es war ein netter Preis für einen, der ins Bilderrahmen gerade eingetreten ist. Und es langte für eine Kigazette und, auf der Rückfahrt, auch noch frapp auf einem Absteiger nach Paris. Die Riecherei und die Seine, das waren ja die alte Liebe Wünsche von mir und meinem Pfingel.

Eine blaue, neue Welt trat ich dort unten in mich ein. Und fleißig war ich auch. Mit einem Wort, ich war mit mir zufrieden. So zufrieden, weißt du, daß mich der Hofier einen Tag vor meiner Abfahrt nach, so daß ich der Spinne, die auf dem Felsen von Monte Carlo sitzt, ins goldene Garn lief.

Wie? Verloren? Nein, nein, ich hatte Glück — ich entließ der Spinne wieder und nahm noch ein paar Fäden ihres goldenen Garnes mit.

Wie — wieviel? Na, tausend Franken etwa hab' ich mir überzettel. Das nahm ich nach Paris mit. Nein, nicht zum Bezahlen. Ich habe es besonders eingewickelt. Es kam mir vor, als sollte ich's nicht mit dem anderen Gelde mischen. Was man sich mit der Arbeit holt und das, was mir ein blinder Zufall in den Schoß verfiel, das sind auch schließlich zwei verschiedene Dinge, die sich nicht vertragen — nicht!

Dann streifte ich recht wohlgenut durch die Franzosenstadt. Nein, nicht durch Nantes, unersichtl'ert in Paris auf Straßen ganz erheblich mehr als in Nantes, weißt du. Auf den Straßen von Paris bist du umspritzt von Grazie, von Spirit, mit einem Wort, vom Leben, vom ganz besonderen Leben Galliens, das uns Schneizeigen eingeht wie Champagner. Dies Leben also, die Uiten dieses Lebens brauchte ich für meine Augen. Und du gibst mir zu, nicht wahr, es ist ein Unikum, alles das aus zweiter Hand von Bildern in Nantes zu beziehen, wenn's mit aus erster Hand die Straße reich und willig zuwar!

Einmal fand ich auch am Nordbahnhof. Unter dem schmutzigen Hauptportal — weißt du, — für Bahnhofsvorbestreit gibt's keinen Sinn in Frankreich — und studierte das Gemälde. Es war ein buntes Bild. Wertvoll, dachte ich, wie selbst in der Hauptstadt die Gallerie ihre Drozie nicht verlieren. Nicht einmal, wenn ihnen der Zug eben vor der Nase weggefahren ist. Das will was heißen, weißt du. Aus solcher Haltung sprechen ganze Vände überletterter Kultur.

Wie ich an das denke, höre ich mit einem Mal dicht neben mir ein deutsches seliges Geflüster.

„Hör mal, Oskar, das ist aber teuer.“

„Ja, zahlen werden wir's wohl müssen, meine Liebe, das ist nun so ne Sache, weißt du.“

„So ne Sache? So ne Sache? Es lang mir so vertraut aus Ohr, so sonderbar vertraut. Nein, nicht die deutschen Leute mein' ich — die sind nichts Besonderes in Paris — die Worte meine ich, die Worte. Jegebenius aus der Jugendzeit hängen sie mir heraus.“

Aber ich konnte die Sprechenden nicht gleich sehen. Sie standen hinter einem Heiser. Gemächlich hob ich mich herum und sah ein deutsches Ehepaar, das mit einem Gepäckträger unterhandelte.

Jetzt sah ich auch dem Landsmann ins Gesicht — kein Zweifel, das war mein alter Lehrer für Französisch, und die Frau an seiner Seite war wie Gailin.

„Wichtiglich trat mir eine Unterstichlektion vor's innere Gefühl: Wir überzeigten „A travers Paris“. Der alte Lehrer sagte: „Ich kann's auch selber nicht aus eigenem Erleben schildern — ich war nicht in Paris. Aber“ fügte er ein wenig zögernd zu, „Schiller war auch nie in der Schweiz und hat doch den Tell geschrieben.“ Und dann fing er doch zu schildern an, unser Französisch-Professor. So fardig, so lebendig, die Mabeleine, die Boulevards, den Louvre und Versailles, daß wir uns daß verwunderten, wie man nur aus Büchern die Begeisterung bekommen könnte.

Das alles fiel mir ein. Und noch das eine: Nun hat er in späten Jahren doch den alten Herzogswunsch befreit, nur war er in Paris. In späten Jahren, sag ich, denn es ist schon eine hüßliche Weile, daß ich auf der Schiffsbank lag.

Ob er mich wohl noch kennen würde?

Langsam ging ich, halb mechanisch, hinter den beiden alten Leuten her, die ihrerseits folgten hinter dem Professorträger hermarßierten. Und der war es, daß mir die Erinnerung eine andere Epitaphie aus entführten Zeiten ins Bewußtsein schaltete:

Wieder in der französischen Stunde war es. Wieder fand der alte Lehrer am Rand der stilles Fragen auf Französisch. „Konserjallan“ fand auf dem Stundenplan, und

das war seine Schwache Seite, weißt du. Kein Wunder übrigens bei der früheren Ausbildung unserer Neuprosasler. Die lernten nie das Land und die Bewohner kennen, deren Sprache sie uns doch vermitteln sollten. Regeln und Grammatik, das war alles, was sie selbst erhellten. Nun kam die neue Strömung! Nun wurden die jungen Lehramtskandidaten in das fremde Land geschickt. Nun blieb es, eine fremde Sprache mühte in der Schule auch im Fluß gesprochen werden. Wie konnten da die alten Lehrer geben, was sie selbst nicht konnten?

Das sah ich heute alles ein, natürlich. Aber damals — unerbillig wie die Jugend einmal ist — damals bemerkten wir es häßlich, daß unser „Alter“ keine Fragen auf Französisch präparierte und sie in der Klasse dann von einem Zettel ablas. Nun kam eines Tages Besuch ins Klassenzimmer. Ein fremder Herr mit dem Inspektors. An der Tür gab's eine heisse und umständliche Vorlekterei.

„Du“, sagte da mein Nebenmann zu mir, der ich an der Ecke vorne saß, „du, hol den Fragezettel vom Katheder.“ Dabei läuflte er mich ein wenig. Und ich — ich machte einen Schritt und einen Handgriff — der Fragezettel war in meinem Fach verschwunden.

Die Besucher hatten Platz genommen. Der „Alte“ griff mechanisch nach dem Zettel — suchte — suchte — ich werde die hilflos glänzenden Augen nie vergessen. ... Um es kurz zu machen, es gab ein Fiasco, einen Schandol und ein halb gebrochenes Professorenberg.

Das schätzte mir alles sehr viel rascher durch's Gehirn, als ich's dir erzählen kann. Und auch das, daß ich's im Weh der Schulzeit nicht mehr zu machen wußte, trotzdem mir's nachging. Ich kam mir plötzlich mächtig schädelig vor, wie ich nun hinter den beiden alten Leuten herging, die sich so rührend an den Händen hielten und Paris besaunten.

Da sah ich, wie der Koffermann die beiden eigenmächtig in ein prächtiges Hotel hineinbrachte. Ich ließ mich hängen, dachte ich, das wird er niemals zahlen können. Ich gehe nach. Da steht sie im Beibüß und sprechen mit dem Hoteldirektor. Es war ein ungleiches Gespräch: wie ein Wasserfall sprach der Hoteldirektor, während es sich von meinen alten Lehrers Lippen nur in grammatischen Tropfen rang.

„Une chambre à deux, ça coûte cinquante francs, diner et soupe compris.“

„Cinquante francs? Cinquante francs?“ Und mein alter Lehrer hatte wieder die hilflosen Augen von damals.

„Was sagt er, Oskar?“ Raupte ihn seine Gailin, „wievil will er haben?“

„Ja, das ist nun so ne Sache“, gab er ihr verlegen zurück, „aber weißt du, vielleicht ist es für eine Woche?“ sagte er hoffnungsvoller hinzu.

„Was für eine Woche? Wievil für eine Woche?“ sagte sie geschwind. Aber er sprach schon auf Französisch auf den Hoteldirektor ein. Wie dich schwere Tropfen fielen diese Worte. Ach, wie gut ich diesen Tonfall nach von der Klasse im Gedächtnis habe.

„C'est pour une semaine, n'est-ce pas, Monsieur le directeur?“ Der Hoteldirektor lächelte. Eben rundete sich sein Mund zu einem überlegen müßigen „Mais non, c'est par jour, Monsieur.“

Da hörte ich in meiner Brieftasche die Bonnoten von Monte Carlo tinkern und verneigte es in meiner Einbildung mit dem anderen Knirschen eines gemiteten Fragezettels: öfters machte ich von hinten dem Hoteldirektor ein Zeichen, ein, das begleitet war von einem energischen Kopfschütteln — und siehe, er verstand — ach, was verstehen sich die Franzosen leicht auf Zeichen!

„Oui, Monsieur“, sagte der Hoteldirektor mit vollendetem Höflichkeit, „c'est par semaine et — et — tout compris.“

Und nun begann ein eilig fröhliches Gespräch zwischen den beiden Alten:

„Et, hab' ich dir nicht immer gesagt, es ist gar nicht so teuer in Paris — das ist so ne Sache, weißt du, Frau — man kann ganz famos und hüßig leben hier — man muß nur in die rechten Hände kommen.“

„Alors, Monsieur le directeur“, brachte mein Professor wieder langsame heraus, „nous y retournerons.“

Und dann ließen sie vergnügt und fleißig die teppichbelagte, Hotelterrasse hinan. Während ich inzwischen bei dem lächelnden Hoteldirektor folgende Differenz beglich:

2 Wochen, gleich 14 Tage, zu Fr. 50.— Fr. 700.— 2 Wochen zu Fr. 50.— Fr. 100.— zu meinen Lasten. Nun, es hat dann für mich auch noch ganz gut zu diesem vierzehntägigen Tage gereicht. Und ich habe für Kopf und Stüßenzug eine nette Gerade Berechnung von dieser stillernen Wanderfahrt. Und nicht einmal bin ich den beiden alten Leuten in der

Stadt begegnet. Sie sind nach Versailles umhergetappelt, denk ich. Aber schließlich, als es an die Rückfahrt ging, da hat es ein Zufall gewollt.

Wie? Na ja, sagen wir also, da hat es ein halber Zufall gewollt, daß wir alle drei im gleichen Wagenabteil aus dem Gare du Nord aus den Toren von Paris Deutschland zum dampfen.

Da hat er mich auch bei einiger Nachhilfe wieder als feinen alten Schüler erkannt. Und eine richtige Freude hat er dabei gehabt. Und von Paris haben sie mir erzählt: was sie alles gesehen hätten, und wie sie es gesehen hätten:

„Denken Sie, denken Sie, nun bin ich noch in meinen alten Tagen in Paris gewesen!“ rief er. „Und wie gut wir aufgehoben waren in dem schönen Hotel!“ sagte sie dazwischen.

„Ja, das ist nun so ne Sache“, sagte er ein wenig überlegen, „man muß nur wissen, wo man hinzugehen hat, dann ist es in Paris gar nicht teuer, wirklich gar nicht teuer.“

„Es war aber auch gut bei dem schönen Stipendium, Oskar!“ sagte sie hinzu.

„Na, ja, na ja“, sagte er „aber im Grunde ist es in Paris nicht teurer als in Wernburg.“

„Und dabei haben wir prächtig gewohnt, sag ich Ihnen“, wandte sie sich an mich, „und das Essen, sag ich Ihnen, das Essen — nein, so gut haben wir doch nie gegessen, Oskar, das mußst du selber sagen!“

„Ja, das ist nun so ne Sache“, sagte er voller Heiterkeit. „Und so aufmerksam war die Bedienung, nicht?“

„Ja, das zuletzt — da müssen sie mit dem Trinkgeld nicht ganz zufrieden gewesen sein“, wandte er nachdenklich ein.

„Und wir haben doch zehn Prozent bezahlt, wissen Sie“, sagte sie zu mir, „zehn Prozent, wie es im Reisehandbuch vorgegeben ist.“

„Aber vielleicht habe ich mich auch nur getäuscht“, fügte er schon wieder optimistisch, „im ganzen, muß ich sagen, im ganzen kann ich das Hotel nur empfehlen, ich werde nicht verfehlen, wenn ich heimkomme.“

„Da erklundigte ich mich geschwind und schämlich nach dem Namen des Hotels. Und als ich ihn hörte, schlug ich meine Ärme und sagte: „So, so, da sind Sie gewesen, da haben Sie aber Glück gehabt, ich kenne das Haus zufällig — es wird im nächsten Monat angerissen und ein Kaufhaus hingebaut — Jarosch, ein Kaufhaus.“

„Schade, schade“, meinte der Professor, „und ich hätte so gerne im Philologenverein auf das Ding aufmerksam gemacht — schade — schade — hm, das ist nun so ne Sache.“

Und dann sprach er wieder von Paris, vom Louvre, von Versailles, vom Eiffelturm ... und seine Augen glänzten. — Aufmerksam hatte ich der Erzählung meines Freundes zugehört. Jetzt schloß er. Und dann fragte er mich ein wenig unsicher: „Was meinst du nun? Glaubst du, ich habe domit die Sache von damals wieder gutgemacht?“

„Hm“, sagte ich, „das ist nun so ne Sache.“

Auf der Flamingo-Insel.

Die schönen langhalsigen, roten Wasserhähne, welche man als Flamingos kennt, sind heute recht selten geworden, auch sie gehören zu den Opfern der Mode-Befriedigungs-Jäger. Alle, die nach vorkommen, sind außerordentlich scharf und scharf in sehr zurückgezogenen Däfen. Als der wichtige heutige Tummelplatz der Flamingos gilt die Insel Andros. Sie gehört zu den Bahama-Inseln in Westindien, welche mitunter auch in Verbindung mit See-Unternehmungen des großen Krieges genannt worden sind.

Kein anderes Eiland der Gruppe ist noch von so vielen Geheimnissen umgeben! 150 Meilen lang und an ihrer weitesten Stelle 50 Meilen breit ist diese Insel niemals ganz erschlossen worden. Ein König von Rifken erstreckt sich rings um die ganzen Küsten, und die Gewässer innerhalb dieses Ringes sind selten mehr als 6 bis höchstens 12 Fuß tief! Ja häufig ist nur 4 bis 5 Fuß Wasser vorhanden, und das ganze macht den Eindruck eines riesigen natürlichen Schwimmbadens.



Clara Clemens Gabrielowitsch, die brillante Contraltistin, heute abend im Auditorium.

Das unten folgende Programm kommt heute abend in dem Gabrielowitsch-Konzert im Auditorium zur Ausführung. Tickets sind jetzt an der Kasse zu haben, und haben die Schuljugend und die Studenten fünfzig Prozent Ermäßigung. Eintritt zum halben Preise. Gabrielowitsch ist ein tüchtiger Pianist und seine Gattin eine gewandte Sängerin. Bekanntlich ist seine Gattin die Tochter des berühmten verstorbenen amerikanischen Humoristen Mark Twaine.

Program:

- 1. Sonata, op. 22 ... Schumann
Offis Gabrielowitsch
2. Where'er you walk ... Schubert

- 3. Opus 37 ... Chopin
Offis Gabrielowitsch
4. L'etelave ... Ballo
La Mandoline ... Debussy
Clara's Lied ... Mühlstein
Sibir Song ... Whetber Day
Dansk ... Tchaikowsky
Clara Clemens
5. Melodie-Caprice-Burlesque ... Gabrielowitsch
La Spring ... Grieg
Etude de Concert ... Mozskowsti

Aus Benson!

Bravo V. J. Viola für Stadt-Ingenieur.

Am Dienstag, den 4. April, ist in unserer Vorstadt Benson Stadtwahl. Ein junger Deutscher, Herr Bruno V. J. Viola, tritt als Kandidat für Stadt-Ingenieur auf, und sollte die einstimmige Unterstützung der Bürger, vor allen Dingen der Deutsch-Amerikaner, erhalten. Herr Viola ist in Breslau geboren und erzogen, kam 1902 nach Amerika und wohnt seit acht Jahren in Benson. Er hat die für das Amt nötigen Kenntnisse und würde sie gewiß in der rechten Weise anwenden, sollte er erwählt werden. Seine deutschen Mitbürger sollten für ihn bei anderen Wählern ein gutes Wort einlegen.

Man unterstütze die deutsche Presse, indem man zu ihrer Verbreitung beiträgt.

4% Zinsen 4% für Spareinlagen gezahlt.

PACKERS NATIONAL BANK Süd-Omaha, Neb.

“Das alte bewährte”

Metz

Echtes Bockbier

An Zapf und in Flaschen am und nach dem 6. April 1916

Wir garantieren, dass unser Bockbier fünf Monate alt ist. Vergessen Sie nicht, sich eine Kiste heimschicken zu lassen.

WM. J. SWOBODA, Vertreter Telephon Douglas 222 METZ BROS. BREWING CO. OMAHA, NEB.